

SIMON BECKETT

KALTE
ASCHE

THRILLER

 rowohlt
e-BOOK

Kalte Asche

Thriller

 rowohlt
e-BOOK

Asche zu Asche, Staub zu Staub, Leben zu Tod

Asche ist alles, was von ihr übrig geblieben ist. Fast alles. Als der Rechtsmediziner David Hunter die Überreste der Frau in einem verfallenen Cottage auf der schottischen Insel Runa zum ersten Mal erblickt, weiß er sofort: Dieser Tod war kein Unfall. Er will seine Erkenntnisse dem Superintendent mitteilen, doch die Leitung bleibt tot. Ein Sturm hat die Insel von der Außenwelt abgeschnitten. Da geschieht ein weiterer Mord ...

«Gruseliger geht's kaum.» (BILD)

««Die Chemie des Todes» ist der beste Thriller, den ich seit langem gelesen habe. Simon Beckett schreibt atemberaubend gut, sein Stil hat einfach diese gewisse Magie, der man hoffnungslos verfällt.» (Tess Gerritsen)

Simon Beckett arbeitete als Hausmeister, Lehrer und Schlagzeuger, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Als Journalist hatte er Einblick in die Polizeiarbeit; dieses Wissen verarbeitet er in seinen Romanen. Seine Thriller «Die Chemie des Todes» und «Kalte Asche» standen monatelang auf Platz 1 der Taschenbuch-Bestsellerliste. Für diese Bücher recherchierte er auf der «Body Farm» in Tennessee. Simon Beckett ist verheiratet und lebt in Sheffield.

Für Hilary

Bei entsprechender Temperatur brennt alles. Holz.
Kleidung.

Menschen.

Ab 250° Celsius fängt Fleisch Feuer. Die Haut wird schwarz und platzt auf. Die subkutane Fettschicht beginnt zu schmelzen wie Butter in einer heißen Pfanne. Bald darauf brennt der ganze Körper. Von den Armen und Beinen greift das Feuer auf den Rumpf über. Sehnen und Muskelfasern ziehen sich zusammen, sodass die lodernden Gliedmaßen sich bewegen, als wäre noch Leben in ihnen. Zuletzt sind die inneren Organe an der Reihe. In Feuchtigkeit eingehüllt, bleiben sie oft selbst dann noch erhalten, wenn das übrige Gewebe schon zerstört ist.

Die Knochen sind jedoch etwas ganz anderes. Sie halten noch den heißesten Feuern stand. Und selbst wenn die Kohlenstoffe verbrannt sind und das Skelett tot und leblos wie Bimsstein zurückbleibt, behalten die Knochen ihre Form. Sie sind dann allerdings nur noch ein fragiler Schatten ihrer selbst, der leicht zerfällt; die letzte Bastion des Lebens verwandelt sich zu Asche. Ein Prozess, der, von

wenigen Abweichungen abgesehen, unweigerlich demselben Muster folgt.

Aber nicht immer.

Die friedliche Stille in dem alten Cottage wird von Schritten durchbrochen. Als die verrottete Tür aufgestoßen wird, quietschen die verrosteten Angeln. Tageslicht fällt hinein und wird dann von der Gestalt verdeckt, die in der Tür erscheint. Der Mann bückt sich, um hineinzuschauen. Der alte Hund an seiner Seite wird unruhig, er hat bereits Witterung aufgenommen. Jetzt hält auch der Mann inne, als würde es ihm widerstreben, über die Schwelle zu treten. Als sich der Hund hineinwagt, ruft der Mann ihn zurück.

«Hierher.»

Gehorsam kehrt der Hund um und schaut den Mann mit seinen vom grauen Star trübe gewordenen Augen an. Das Tier spürt die Unruhe seines Herrn.

«Sitz.»

Nervös beobachtet der Hund, wie der Mann in das verfallene Cottage geht. Feuchter Mief umgibt ihn. Und nun macht sich ein weiterer Geruch bemerkbar. Langsam, beinahe widerwillig, geht der Mann hinüber zu einer niedrigen Tür an der hinteren Wand. Sie ist zugefallen. Er will sie aufdrücken, hält aber erneut inne. Hinter ihm jault der Hund leise auf. Der Mann hört es nicht. Behutsam, als hätte er Angst davor, was er zu sehen bekommen wird, öffnet er die Tür.

Doch zuerst sieht er nichts. Der Raum ist dunkel, das einzige Licht fällt durch ein kleines Fenster. Die Scheibe ist gesprungen und mit Spinnennetzen und jahrzehntealtem Schmutz überzogen. In dem schwachen Licht, das hindurchsickert, verbirgt der Raum seine Geheimnisse noch einige Augenblicke länger. Dann, als sich die Augen des Mannes an die Finsternis gewöhnt haben, werden die Einzelheiten sichtbar.

Und er sieht, was in der Mitte des Raumes liegt.

Ihm stockt der Atem, als hätte er einen Schlag abbekommen. Unwillkürlich weicht er zurück.

«O mein Gott.»

Obwohl leise gesprochen, klingen die Worte in der stillen Enge des Raumes unnatürlich laut. Aus dem ohnehin blassen Gesicht des Mannes scheint nun auch das letzte bisschen Farbe gewichen. Er schaut sich erschrocken um. Aber er ist allein.

Rückwärts verlässt er den Raum, als könne er sich von dem Objekt auf dem Boden nicht abwenden. Erst nachdem er über die Schwelle getreten ist und die verzogene Tür quietschend zufällt, dreht er sich um.

Mit wackligen Schritten geht er nach draußen. Der alte Hund begrüßt ihn, doch der Mann nimmt ihn nicht wahr. Er greift in die Manteltasche und zieht eine Zigarettschachtel hervor. Seine Hände zittern so, dass er drei Versuche braucht, sein Feuerzeug zu entzünden. Er

zieht den Rauch tief in seine Lungen, die Glut knistert rasch auf den Filter zu. Als er die Zigarette aufgeraucht hat, hat sich sein Zittern gelegt.

Er lässt die Kippe ins Gras fallen und tritt sie aus, beugt sich dann hinab und hebt sie auf. Nachdem er sie in die Manteltasche gesteckt hat, holt er tief Luft und geht los, um zu telefonieren.

Ich war gerade auf dem Weg zum Glasgower Flughafen, als mich der Anruf erreichte. Es war ein fürchterlicher Februarmorgen, der Himmel war mit grauen Wolken verhangen, und der kalte Wind trieb deprimierenden Nieselregen übers Land. Gegen die Ostküste peitschten Orkanböen, und obwohl sie noch nicht so weit ins Landesinnere gekommen waren, sah es nicht vielversprechend aus.

Ich hoffte nur, dass das Schlimmste erst käme, wenn mein Flugzeug schon gestartet war. Ich befand mich auf dem Rückweg nach London und hatte die vergangene Woche damit zugebracht, eine in den Grampian Highlands gefundene Leiche erst zu bergen und dann zu untersuchen. Es war eine undankbare Aufgabe gewesen. Der Boden des Hochmoores war gefroren und mit Raureif überzogen, es war dort oben zwar atemberaubend schön, aber auch eiskalt gewesen. Bei dem verstümmelten Opfer hatte es sich um eine junge Frau gehandelt, die bislang nicht

identifiziert worden war. Es war die zweite derart zugerichtete Leiche in den Grampians gewesen, bei deren Bergung man mich im Lauf der letzten paar Monate um Mithilfe gebeten hatte. Noch war nichts davon an die Presse weitergegeben worden, aber keiner der Ermittlungsbeamten zweifelte daran, dass für beide Taten ein und derselbe Mörder verantwortlich war. Einer, der weitermorden würde, wenn man ihn nicht fasste, und danach sah es im Moment nicht aus. Was die Sache noch schlimmer machte, war – obwohl man es bei der fortgeschrittenen Verwesung nur schwer mit Gewissheit sagen konnte –, dass die Verstümmelungen wahrscheinlich nicht erst nach Todeseintritt zugefügt worden waren.

Alles in allem war es also eine äußerst frustrierende Reise gewesen, und ich freute mich darauf, nach Hause zu kommen. Seit achtzehn Monaten lebte ich in London und arbeitete am Forensischen Institut der Universität. Ich hatte einen befristeten Vertrag, der mir Zugang zu den Laboreinrichtungen verschaffte, bis ich irgendwo eine dauerhafte Anstellung finden würde. In den vergangenen Wochen war ich jedoch wesentlich häufiger draußen an Tatorten gewesen als in meinem Büro. Ich hatte meiner Freundin Jenny gesagt, wir würden nach diesem Auftrag ein wenig Zeit zusammen verbringen können. Das hatte ich ihr zwar schon häufiger versprochen, doch dieses Mal war ich entschlossen, es auch zu halten.

Als mein Telefon klingelte, dachte ich, sie würde anrufen, um sich zu erkundigen, ob ich wirklich auf dem Heimweg war. Doch die Nummer auf dem Display kannte ich nicht. Die Stimme, die sich meldete, klang schroff und humorlos.

«Entschuldigen Sie die Störung, Dr. Hunter. Hier ist Detective Superintendent Graham Wallace vom Polizeipräsidium Inverness. Haben Sie ein paar Minuten Zeit?»

Es war der Ton eines Mannes, der daran gewöhnt war, sich durchzusetzen. Sein harter Dialekt klang eher nach den Mietskasernen Glasgows als nach der weicheren Mundart von Inverness.

«Nur ein paar. Mein Flug geht gleich.»

«Ich weiß. Ich habe gerade mit Detective Inspector Allan Campbell von der Polizei der Grampians gesprochen, und er hat mir gesagt, dass Sie da fertig sind. Gut, dass ich Sie noch erwische.»

Campbell war der Ermittlungsleiter, mit dem ich bei der Bergung der Leiche zusammengearbeitet hatte. Ein anständiger Mann und guter Polizeibeamter, dem es schwerfiel, Arbeit und Freizeit zu trennen.

Was ich verstehen konnte.

Der Taxifahrer konnte jedes Wort mithören, ich dämpfte die Stimme. «Was kann ich für Sie tun?»

«Sie können mir einen Gefallen tun.» Wallace sprach abgehackt, als würde ihn jedes Wort mehr kosten, als er

bezahlen wollte. «Haben Sie von dem Zugunglück heute Morgen gehört?»

Hatte ich. Bevor ich abgereist war, lief in den Nachrichten ein Bericht über einen Pendlerzug an der Westküste, der nach dem Zusammenstoß mit einem Minibus entgleist war. Die Fernsehbilder sahen schlimm aus; der Zug lag zerquetscht und verdreht neben den Gleisen. Noch wusste niemand, wie viele Todesopfer es gegeben hatte.

«Jeder verfügbare Mann ist hier, aber im Moment herrscht Chaos», fuhr Wallace fort. «Es besteht die Möglichkeit, dass die Entgleisung kein Unfall war, wir müssen also die gesamte Gegend untersuchen. Wir haben von anderen Polizeistationen Hilfe angefordert, im Moment arbeiten wir auf Hochtouren.»

Ich glaubte zu ahnen, was nun kommen würde. Den Nachrichten zufolge hatten einige Waggons Feuer gefangen, die Opfer mussten also schnell identifiziert werden. Ein forensischer Albtraum. Doch ehe damit begonnen werden konnte, mussten die Leichen geborgen werden, und soviel ich gesehen hatte, würde das noch dauern.

«Ich bin mir nicht sicher, was ich im Moment für Sie tun könnte.»

«Ich rufe nicht wegen des Zugunglücks an», sagte er ungeduldig. «Auf den Äußeren Hebriden ist eine

verbrannte Leiche gefunden worden. Auf einer kleinen Insel namens Runa.»

Von dieser Insel hatte ich noch nie gehört, aber das wunderte mich nicht. Ich wusste von den Äußeren Hebriden nur, dass die Inseln einer der abgelegensten Außenposten des Vereinigten Königreiches waren, meilenweit von der nordwestlichen Küste Schottlands entfernt.

«Hinweise auf ein Verbrechen?», fragte ich.

«Hat sich nicht so angehört. Könnte Selbstmord sein, wahrscheinlicher ist allerdings, dass es ein Betrunkener oder Landstreicher war, der zu nah am Lagerfeuer eingeschlafen ist. Die Leiche ist auf einem verlassenen Bauernhof gefunden worden. Ein Mann ist zufällig mit seinem Hund vorbeispaziert und hat uns sofort benachrichtigt. Ein pensionierter Detective Inspector, der jetzt da draußen lebt. Habe früher mit ihm zusammengearbeitet. War mal ein guter Mann.»

Ich fragte mich, ob die Formulierung *war mal* etwas zu bedeuten hatte. «Was hat er sonst noch gesagt?»

Er antwortete nach kurzer Pause. «Nur, dass die Leiche stark verbrannt ist. Aber ohne triftigen Grund will ich keine Männer von einem wichtigen Fall abziehen. Ein paar von den Kollegen aus Stornoway werden später mit der Fähre überfahren, und ich will, dass Sie mitfahren und sich die Sache anschauen. Stellen Sie fest, ob ich ein Team der

Spurensicherung rausschicken muss. Ich hätte gerne eine Expertenmeinung, bevor ich Alarm auslöse, und Allan Campbell meint, Sie sind verdammt gut.»

Der Versuch, mir zu schmeicheln, wirkte bei seiner rauen Art eher unbeholfen. Außerdem war mir sein Zögern aufgefallen, als ich mehr über die Leiche erfahren wollte, und ich fragte mich, ob er mir etwas verheimlichte. Doch wenn Wallace Hinweise auf einen unnatürlichen Tod gehabt hätte, hätte er ein Team der Spurensicherung geschickt, Zugangslück hin oder her.

Das Taxi war fast am Flughafen. Eigentlich hätte ich nein sagen sollen. Eben erst hatte ich die Arbeit an einer wichtigen Ermittlung abgeschlossen, und diese Sache klang ziemlich banal. Eine jener alltäglichen Tragödien, von denen nie in den Zeitungen berichtet wurde. Zudem dachte ich daran, Jenny sagen zu müssen, dass ich heute doch nicht nach Hause kommen würde. Da ich in der letzten Zeit sowieso schon häufig fort gewesen war, würde es mit Sicherheit nicht gut bei ihr ankommen.

Wallace musste mein Widerstreben gespürt haben. «Das Ganze dürfte nur ein paar Tage dauern, einschließlich der Anreise. Aber es klingt so, als wäre der Fall ein wenig ... na ja, merkwürdig.»

«Sagten Sie nicht gerade, es gibt keine Hinweise auf ein Verbrechen?», meinte ich stirnrunzelnd.

«Gibt es auch nicht. Jedenfalls habe ich nichts dergleichen gehört. Hören Sie, ich will nicht zu viel sagen, aber genau deshalb wäre es mir lieb, wenn ein Fachmann wie Sie sich die Sache anschaut.»

Ich hasse es, manipuliert zu werden. Trotzdem konnte ich nicht verbergen, dass ich neugierig geworden war.

«Ich würde Sie nicht bitten, wenn wir im Moment nicht so unter Druck stehen würden», fügte Wallace hinzu und zog die Schraube weiter an.

Durch die regennassen Scheiben des Taxis sah ich die ersten Schilder des Flughafens. «Ich rufe Sie zurück», sagte ich. «Geben Sie mir fünf Minuten.»

Das gefiel ihm zwar nicht, aber er konnte kaum etwas einwenden. Ich beendete das Gespräch und biss mir nachdenklich auf die Lippe, ehe ich die Nummer wählte, die ich auswendig kannte.

Jenny war am anderen Ende. Obwohl ich mich auf dieses Gespräch nicht gerade freute, musste ich beim Klang ihrer Stimme lächeln.

«David! Ich bin auf dem Weg zur Arbeit. Wo bist du?»

«Auf dem Weg zum Flughafen.»

Sie lachte auch. «Gott sei Dank. Und ich dachte schon, du wolltest mir sagen, dass du doch nicht zurückkommst.»

Ich bekam ein flaues Gefühl im Magen. «Genau deswegen rufe ich an», sagte ich. «Ich bin gerade gebeten worden, einen neuen Fall zu übernehmen.»

«Ach.»

«Es wird nur ein, zwei Tage dauern. Auf den Äußeren Hebriden. Im Moment kann leider niemand anders die Sache übernehmen.» Ich erzählte ihr lieber nicht von dem Zugangsglück, es würde nur wie eine dumme Ausrede klingen.

Es entstand eine Pause. Die Freude war aus Jennys Stimme verschwunden. «Und was hast du gesagt?»

«Dass ich mich wieder melde. Ich wollte erst mit dir sprechen.»

«Weshalb? Wir wissen doch beide, dass du dich längst entschieden hast.»

Ich hatte es nicht zum Streit kommen lassen wollen. Ich schaute wieder zum Fahrer hinüber.

«Hör zu, Jenny ...»

«Oder etwa nicht?»

Ich zögerte.

«Dachte ich's mir doch», sagte sie.

«Jenny ...», begann ich.

«Ich muss los. Sonst komme ich zu spät zur Arbeit.»

Sie legte auf. Ich seufzte. So hatte ich mir diesen Morgen nicht vorgestellt. *Dann ruf sie zurück und sag ihr, du hast die Sache abgelehnt.* Mein Finger schwebte über dem Telefon.

«Mach dir nichts draus, Kollege. Meine Frau macht mir das Leben auch immer schwer», sagte der Taxifahrer über

seine Schulter. «Sie wird drüber hinwegkommen, oder?»

Ich sagte irgendwas Unverbindliches. In der Ferne sah ich eine Maschine starten. Der Fahrer bog zum Flughafen ab, während ich die Nummer eintippte. Nach dem ersten Klingeln wurde abgenommen.

«Wie komme ich dorthin?», fragte ich Wallace.

Den Großteil meines Berufslebens habe ich mich mit den Toten beschäftigt. Manchmal mit den schon lange Toten. Ich bin forensischer Anthropologe. Der Tod ist ein Thema – und Teil des Lebens –, mit dem sich die meisten Menschen lieber nicht beschäftigen. Bis sie es müssen. Für eine Weile war das auch bei mir so. Als meine Frau und meine Tochter bei einem Autounfall getötet wurden, war es zu schmerzhaft, in einem Beruf zu arbeiten, der mich jeden Tag daran erinnerte, was ich verloren hatte. Deshalb wurde ich Arzt, jemand, der sich lieber um die Lebenden als um die Toten kümmerte.

Bis sich Dinge ereigneten, die mich zwangen, meinen ursprünglichen Beruf wiederaufzunehmen. Meine Berufung, könnte man sagen. Teils Pathologie, teils Archäologie, geht meine Arbeit über beide Fachgebiete hinaus. Denn selbst nachdem die menschliche Biologie zusammengebrochen ist, wenn das, was einmal ein Lebewesen gewesen ist, auf Verwesung, Verfall und trockene Knochen reduziert ist, können die Toten noch als Zeugen fungieren. Sie können noch immer eine Geschichte

erzählen, man muss nur wissen, wie man sie zu interpretieren hat. Und genau das ist meine Aufgabe.

Den Toten ihre Geschichte zu entlocken.

Wallace hatte anscheinend erwartet, dass ich seiner Bitte nachkommen würde. In einer Maschine nach Lewis, der Hauptinsel der Äußeren Hebriden, war bereits ein Platz für mich gebucht worden. Wegen des schlechten Wetters wurde der Start um fast eine Stunde verschoben. Ich wartete in der Abflughalle und versuchte, nicht hinzusehen, als der Flug nach London, den ich eigentlich hatte nehmen wollen, auf der Anzeigetafel erst angekündigt wurde, die Passagiere dann zum Einchecken aufgefordert wurden und die Maschine schließlich abflog.

Der Flug nach Lewis war unruhig und nur deshalb erträglich, weil er kurz war. Der Tag war halb vorüber, als ich ein Taxi vom Flughafen zum Fährterminal in Stornoway nahm, einer tristen, noch immer hauptsächlich vom Fischfang abhängigen Arbeiterstadt. Auf dem Pier war es neblig und kalt, in der Luft hing der übliche Hafenmief aus Diesel und Fisch. Ich hatte damit gerechnet, an Bord einer der großen Autofähren zu gehen, die Qualm in den verregneten Himmel über dem grauen Hafen ausstießen; stattdessen hielt das Taxi vor einem verrosteten Schiff, das eher wie ein Fischkutter aussah. Nur der auffällige Range Rover der Polizei, der fast das gesamte Deck einnahm, sagte mir, dass ich an der richtigen Stelle war.

Eine Rampe führte auf den Kutter und wurde durch den schweren Seegang hin- und hergeschoben. Unten auf dem Betonpier stand ein uniformierter Polizeisergeant, die Hände in den Taschen seiner Jacke vergraben. Nase und Wangen waren von geplatzten Äderchen gerötet. Seine geschwollenen Augen über einem mit grauen Strähnen durchzogenen Schnauzbart betrachteten mich finster, während ich mich mit meiner Tasche und meinem Koffer abmühte.

«Dr. Hunter? Ich bin Sergeant Fraser», sagte er schroff. Seinen Vornamen verriet er nicht, und seine Hände blieben in den Taschen. Er hatte eine harte, beinahe nasale Aussprache, die keinem der mir bekannten Dialekte des schottischen Festlandes ähnelte. «Wir haben schon auf Sie gewartet.»

Mit diesen Worten ging er die Rampe hinauf. Offenbar hatte er keine Lust, mir mit meinem schweren Gepäck zu helfen. Ich nahm die Umhängetasche und den Alukoffer und folgte ihm. Die Rampe war nass und rutschig und hob und senkte sich mit dem Wellengang. Ich stolperte hinauf und versuchte, meine Schritte auf das unregelmäßige Schlingern abzustimmen. Dann kam mir ein junger, uniformierter Constable entgegengetrabt und griff grinsend nach meinem Koffer.

«Lassen Sie mich das nehmen.»

Ich ließ ihn. Er ging zum Range Rover und verstaute den Koffer.

«Was haben Sie da drin, eine Leiche?», fragte er vergnügt.

Ich stellte meine Tasche neben den Alukoffer. «Nein, das wirkt nur so. Danke.»

«Kein Thema.» Er konnte kaum älter als zwanzig sein. Er hatte ein freundliches, offenes Gesicht, und seine Uniform sah selbst im Regen tadellos aus. «Ich bin Constable McKinney, aber nennen Sie mich einfach Duncan», grinste er.

«David Hunter.»

Sein Handschlag war enthusiastisch, so als wollte er Frasers mangelnde Begrüßung wettmachen. «Sie sind also der Forensiker?»

«Ja, der bin ich wohl.»

«Großartig. Ich meine, das ist natürlich nicht großartig, sondern ... na ja, Sie wissen schon. Wie auch immer, gehen wir ins Trockene.»

Die Passagierkabine war ein verglaster Raum unterhalb des Steuerhauses. An Deck redete Fraser aufgebracht auf einen bärtigen Mann in Ölzeug ein. Hinter ihm stand ein langer Jugendlicher mit einem pickligen Gesicht, der mürrisch dreinschaute, während Fraser mit ausgestrecktem Finger herumfuchtelte.

«... schon lange genug gewartet, und jetzt behaupten Sie, wir können noch nicht ablegen?»

Der Bärtige starrte gelassen zurück. «Wir haben noch einen weiteren Passagier. Wir legen erst ab, wenn sie da ist.»

Frasers bereits gerötetes Gesicht wurde immer dunkler. «Das ist keine Vergnügungsfahrt, verdammt nochmal. Wir sind bereits hinter dem Zeitplan, also ziehen Sie die Rampe hoch, klar?»

Die Augen des anderen Mannes starrten über den dunklen Bart hinweg, der ihm das ungezähmte Äußere eines wilden Tiers gab. «Das ist mein Boot, und ich lege den Zeitplan fest. Wenn Sie wollen, dass die Rampe hochgezogen wird, dann müssen Sie es selbst tun.»

Fraser setzte gerade zu einer Antwort an, als von der Rampe ein lautes Klappern zu hören war. Mit einer schweren Tasche kämpfend, kam eine zierliche Frau heraufgeeilt. Sie trug eine hellrote Daunenjacke, die ihr mindestens zwei Nummern zu groß war. Eine dicke Wollmütze hatte sie sich bis über beide Ohren gezogen. Mit ihrem rotblonden Haar und dem spitzen Kinn verlieh sie ihr ein attraktives, elfenhaftes Aussehen.

«Hi, meine Herren. Würde mir vielleicht jemand helfen?», keuchte sie.

Duncan hatte sich in Bewegung gesetzt, doch der Bärtige war schneller. Weiße Zähne schimmerten durch den

dunklen Bart, als er die Neuangekommene angrinste und ihr mühelos die Tasche abnahm.

«Wurde auch Zeit, Maggie. Wir hätten schon fast ohne dich abgelegt.»

«Klug von dir, es nicht zu tun, sonst hätte dich meine Großmutter gekillt.» Sie stand mit den Händen in den Hüften da und betrachtete die Männer, während sie Atem schöpfte. «Hi, Kevin, wie geht's? Lässt dich dein Vater immer noch zu hart schuften?»

Der Teenager errötete und schaute zu Boden. «Ja.»

«Tja, manche Dinge ändern sich eben nie. Aber jetzt mit achtzehn solltest du mal eine Gehaltserhöhung fordern.»

Ich sah ihre Augen interessiert aufblitzen, als sie den Range Rover der Polizei betrachtete.

«Was ist los? Irgendwas, das ich wissen sollte?»

Der Bärtige deutete abweisend mit dem Kopf in unsere Richtung. «Frag die da. Uns sagen sie nichts.»

Das Grinsen der jungen Frau erstarb, als sie Fraser sah. Dann sammelte sie sich, rang sich schnell ein Lächeln ab, in dem nun so etwas wie Trotz lag.

«Hallo, Sergeant Fraser. Das ist ja eine Überraschung. Was führt Sie hinaus nach Runa?»

«Polizeisache», sagte Fraser knapp und wandte sich ab. Wer auch immer die Frau war, er war nicht erfreut, sie zu sehen.

Jetzt, da der letzte Fahrgast an Bord war, gingen der Fährkapitän und sein Sohn an die Arbeit. Mit einem Heulen der Motorwinde wurde die Rampe hochgezogen. Als sie die Ankerkette einholten, vibrierten die Planken des Bootes. Mit einem letzten, neugierigen Blick in meine Richtung ging die junge Frau ins Steuerhaus.

Dann legte die Fähre in einer Dieselwolke ab und tuckerte aus dem Hafen.

Die See war stürmisch, und die Überfahrt von eigentlich zwei Stunden dauerte drei. Kaum hatten wir den schützenden Hafen von Stornoway verlassen, wurde der Atlantik seinem Ruf gerecht: eine stürmische graue Weite aus wütenden Fluten, in die die Fähre hineinfuhr. Trudelnd warf sie sich über den Kamm jeder einzelnen Welle und rutschte auf der anderen Seite schlingern hinunter, ehe das Spektakel von vorn begann.

Den einzigen Schutz bot die beengte Passagierkabine, in der die Mischung aus Dieselabgasen und glühenden Heizkörpern für Unbehaglichkeit sorgte. Fraser und Duncan saßen die meiste Zeit mürrisch schweigend da. Ich versuchte, von Fraser etwas über die Leiche herauszukriegen, doch er wusste offensichtlich kaum mehr als ich.

«Was soll schon groß dahinterstecken?», brummte er. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn.

«Höchstwahrscheinlich ist irgendein Suffkopf zu nah am Lagerfeuer eingepennt.»

«Wallace hat mir erzählt, dass die Leiche von einem pensionierten Inspector gefunden worden ist. Wer ist der Mann?»

«Andrew Brody», schaltete sich Duncan ein. «Mein Dad hat früher auf dem Festland mit ihm zusammengearbeitet, bevor wir nach Stornoway gezogen sind. Mein Dad sagt, er war ein verdammt guter Polizist.»

«Genau, <war>», sagte Fraser. «Ich habe mich umgehört, bevor wir losgefahren sind. Anscheinend war er ein Einzelgänger, wie er im Buche steht, und konnte sich nie einem Team unterordnen. Ich habe gehört, dass er ausgerastet ist, nachdem ihn seine Frau sitzengelassen hat und seine Tochter abgehauen ist. Deswegen ist er auch pensioniert worden.»

Duncan sah verlegen aus. «Es war der Stress, hat mein Dad gesagt.»

Fraser tat die Unterscheidung mit einer Handbewegung ab. «Ist doch das Gleiche. Hauptsache, er denkt daran, dass er kein Inspector mehr ist.» Er verkrampfte sich, als das Boot plötzlich schwankte und über eine weitere, gewaltige Welle krachte.

«Gott, was haben wir hier bloß verloren ...»

Ich blieb eine Weile in der Kabine und fragte mich, was ich auf einer kleinen Fähre mitten auf dem Atlantik zu

suchen hatte, anstatt unterwegs zu Jenny zu sein. In letzter Zeit stritten wir uns immer häufiger, und jedes Mal über dasselbe Thema - meine Arbeit. Diese Reise würde die Situation nicht gerade entschärfen, und da ich nur untätig herumsaß, grübelte ich die ganze Zeit darüber nach, ob ich die richtige Entscheidung getroffen hatte und wie ich es wiedergutmachen konnte.

Nach ungefähr zwei Stunden ging ich allein an Deck. Der Wind warf mich fast um und sprühte Regen in mein Gesicht, aber das war mir lieber als die mürrische Stimmung in der überhitzten Kabine. Ich stand am Bug und genoss, wie die Gischt auf meiner Haut prickelte. Mittlerweile konnte man die Insel sehen, eine dunkle Masse, die sich aus dem Meer erhob und auf die die Fähre zusteuerte. Während ich hinüberstarrte, spürte ich angesichts dessen, was mich dort erwartete, ein vertrautes Kribbeln.

Was auch immer es war, ich hoffte, es war die Sache wert.

In den Augenwinkeln sah ich etwas Rotes aufblitzen, und als ich mich umdrehte, sah ich die junge Frau mit unsicheren Schritten über das schwankende Deck auf mich zukommen. Durch ein plötzliches Absacken des Bootes geriet sie die letzten Schritte ins Laufen, und ich streckte meinen Arm aus, um ihr Halt zu geben.

«Danke.»

Mit einem verschmitzten Lächeln lehnte sie sich neben mich an die Reling. «Was für ein Wetter. Iain meint, bei dem Seegang wird das Anlegen richtig spaßig werden.»

Ihr Tonfall war eine weichere, melodischere Version von Frasers. «Iain?»

«Iain Kinross, der Kapitän. Er ist ein alter Nachbar auf Runa.»

«Leben Sie dort?»

«Nicht mehr. Meine ganze Familie ist nach Stornoway gezogen, außer meiner Großmutter. Wir wechseln uns damit ab, sie zu besuchen. Und Sie sind mit der Polizei hier, nehme ich an?»

Sie stellte die Frage mit einer Unschuld, die mir nicht ganz geheuer war. «Mehr oder weniger.»

«Aber Sie sind keiner? Kein Polizist, meine ich?»

Ich schüttelte den Kopf.

Sie grinste. «Dachte ich mir. Iain sagte, er hätte gehört, dass die anderen Sie <Doktor> nannten. Hat sich auf der Insel jemand verletzt, oder was?»

«Nicht dass ich wüsste.»

Ich konnte sehen, dass das ihre Neugier nur noch mehr anstachelte.

«Warum kommt dann ein Arzt mit der Polizei nach Runa?»

«Das fragen Sie besser Sergeant Fraser.»

Sie verzog das Gesicht. «Großartige Idee.»

«Sie beide kennen sich?»

«Irgendwie.» Sie beließ es dabei.

«Und was machen Sie in Stornoway?», fragte ich.

«Ach ... ich bin Schriftstellerin. Ich arbeite an einem Roman. Ich heiße übrigens Maggie Cassidy.»

«David. David Hunter.»

Sie schien die Information abzuspeichern. Eine Weile schwiegen wir und schauten zu, wie die Insel im Dämmerlicht allmählich Form annahm. Hohe graue Klippen erhoben sich aus dem Meer, die mit einem öden Grün überzogen waren. Vor den Klippen ragte ein schwarzer Felsturm aus dem Wasser.

«Fast da», sagte Maggie. «Der Hafen ist gleich hinter *Stac Ross*, dem großen Felsding da. Es soll die dritthöchste Felssäule in Schottland sein. Typisch Runa. Es reicht immer nur dazu, Drittbeste zu sein.»

Sie richtete sich von der Reling auf.

«Na schön, war nett, Sie kennenzulernen, David. Vielleicht sieht man sich nochmal, bevor Sie wieder abreisen.»

Sie ging zurück ins Steuerhaus zu Kinross und seinem Sohn. Mir fiel auf, dass sie jetzt wesentlich sicherer auf den Beinen wirkte als noch kurz zuvor.

Ich widmete meine Aufmerksamkeit wieder der Insel vor uns. Hinter *Stac Ross* bildeten die Klippen einen kleinen Hafen. Trotz des Dämmerlichts konnte ich ein paar Häuser

erkennen, die um ihn herum verstreut lagen. Ein kleiner zivilisierter Außenposten in der Wildnis des Ozeans.

Hinter mir ertönte ein durchdringender Pfiff. Als ich mich umdrehte, sah ich Kinross wütend gestikulieren.

«Gehen Sie rein!»

Das musste er mir nicht zweimal sagen. Das Meer war stürmischer geworden, die Wellen türmten sich zwischen den Klippen auf, die den Hafen einschlossen. Jetzt schlingerte die Fähre nicht mehr auf und ab, in den gegeneinander kämpfenden und Gischt über das Deck spritzenden Wogen geriet sie nun in einen einzigen, schwindelerregenden Strudel.

Um Halt zu finden, hangelte ich mich an der Reling zurück in die überhitzte Kabine. Mit dem bleichen Fraser und Duncan wartete ich, während die Fähre in den Hafen steuerte und unter der Wucht der Wellen erbebte. Durch das Kabinfenster sah ich, wie das Wasser gegen den Betonpier klatschte und weiße Gischtwolken aufwarf. Drei Versuche waren nötig, um anzulegen, und während die heulende Maschine versuchte, die Position zu halten, vibrierte das ganze Boot.

Wir verließen die Kabine und kämpften uns über das immer noch schwankende Deck. Es gab keinen Schutz vor dem Wind, aber die Luft war wunderbar frisch und hatte einen salzigen Geruch. Am Himmel kreisten schreiende Möwen. Auf dem Pier liefen Männer umher und sicherten

die Seile und die Gummipuffer. Trotz der Klippen war der Hafen zum Meer hin völlig offen, nur eine einzelne Kaimauer ragte hinaus, um die Wellen zu brechen. Ein paar Fischkutter lagen im Hafenbecken und zerrten an ihren Tauen wie wilde Hunde an der Leine.

Niedrige Häuser und Cottages klammerten sich wie Ringelgänse an den steilen Hang, der zum Hafen hinabfiel. Die Landschaft, die sich dahinter ausbreitete, war ein baumloses grünes Moorland, windgepeitscht und öde. Der Horizont wurde von einem düsteren Gipfel dominiert, dessen Spitze sich im Dunst niedrig hängender Wolken verlor.

Kaum war die Rampe hinabgelassen, eilte die junge Frau von der Fähre. Ich war ein wenig überrascht, dass sie sich nicht verabschiedete, aber ich musste mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Hinter mir sprang der Motor des Polizei-Range-Rovers an. Unter den neugierigen Blicken der Männer, die das Boot am Pier vertäut hatten, stieg ich auf die Rückbank. Fraser ließ den jungen Constable fahren. Da das Boot noch immer Spielball der Wellen war, lenkte er den Wagen vorsichtig über die schwankende Rampe.

Auf dem Pier erwartete uns ein Mann. Er war Mitte fünfzig, groß und kräftig gebaut. In seinen kantigen, gelassenen Zügen erkannte man unweigerlich einen